Allweil fidel.

Von Ad. Holst.

Tschilp-tschilp! tschilp und pink!
Der Sommer ist dahin;
Ich mach' mir aber gar nichts draus,
Weil ich ein Sperling bin!

Ei Spatz bleibt allemal ein Spatz,
Das is bei uns so Brauch;
Mein Vater ist ein Sperling 'west
Und meine Mutter auch.

Da. Zwitschern und das Rumtirilier'n,
Das macht mir große Freud!
Und weil ich so schön singen kann,
Drum mögen mich die Leut'.

Tschilp-tschilp! tschilp-pidewing!
Bin allweil frech und froh.
Werft mir ein Krümchen Futter 'raus!
Mein Büble hungert so!

Mein Büble, der ist wunderschön!
Das bringt die Art mit sich;
Und singen kann er! Jackerlüt!
Beinah so schön wie ich.

Träume.

Von Georg Busse-Palma.

Die weiße Villa, die sich der Architekt Rohrbeck vor einigen Jahren erbaut hatte, lag ganz in Blumen. Wie ein farbenbunter orientalischer Teppich umgaben die Nelken-, Goldlack-, Tulpen- und Vergißmeinnicht-Beete das Haus, nur durch mäßig breite Kieswege verhindert, bis an die Mauern heran zu blühen. Aus einem offenen Fenster drang blauer Cigarettenrauch in feinen Wölkchen. Bevor er aus der Atmosphäre des Zimmers heraustrat, blieb er ein Weilchen zitternd im Fensterrahmen stehen und wurde mitunter sichtbar zurückgedrängt. Zurückgedrängt von dem süßen Athem der Blumen, der ihm dort entgegenquoll und hinein wollte.

Heinrich Neuberg, ein Jugendbekannter Frau Camillas und Freund und Berufsgenosse ihres abwesenden Gatten, rauchte, und sah mit halb geschlossenen Augen zur Hausfrau hinüber. Frau Camilla war trotz ihrer dreißig Jahre noch mädchenhaft schlank. Ihr Kleid war aus braunem Sammet, den sie auch in der wärmern Jahreszeit zu tragen liebte, und in dem breiten Ledergürtel steckte als ihr einziger Schmuck eine noch fest geschlossene, kindlich magere Rosenknospe.

Tief in den kühlen Ledersessel zurückgelehnt, sagte sie träumerisch: „Ich kann meine Blumen nicht sehen und sehe sie doch. Wenn diese Duftwellen in das Zimmer strömen, habe ich das Gefühl, als ob ein wirklicher Blüthenregen auf mich niederginge. Ich spüre die weichen Blätter auf meiner Haut und sehe die Farben deutlich vor mir."

„Aber das Bewußtsein, daß das nur ein Spiel Ihrer Einbildung ist, verlieren Sie doch nie!" antwortete Neuberg. „Sagen Sie, Frau Camilla, haben Sie schon einmal ein Erlebniß gehabt, bei dem sie selber nicht zu unterscheiden vermochten, ob es Traum war oder Wirklichkeit?"

Frau Camilla schüttelte verneinend den schmalen Kopf. Dann schoß ihr eine jähe Blutwelle in die Schläfe und für eine Sekunde flammte hinter ihren Wimpern ein zorniges Licht auf. Aber es erlosch so schnell, wie es gekommen war. „Nein!" sagte sie. „Ein Erlebniß, das sich nur durch die Wunde, die es hinterließ, von einem Traum unterschied — das habe ich freilich schon gehabt. Aber ein erträumtes habe ich noch nie für ein wirkliches gehalten."

„Ich ja," sagte Neuberg leise. „Oder vielmehr: ich habe dreierlei erlebt, das ich Traum nenne, weil es nicht geschehen sein kann. Aber mein Gefühl ist noch heute nicht damit einverstanden."

„Erzählen Sie!"

„Die erste dieser drei Seltsamkeiten geschah in meinen Knabenjahren. Mir ist, als ob ich damals die Fähigkeit der Levitation gehabt habe. Ich sehe mich selber als ungefähr Dreizehnjährigen wie auf unsichtbaren Lichtstufen in meinem Zimmer in die Höhe schreiten. Ich berühre die Decke und sehe auf einen hohen Schrank herab. Dann erzählt mir meine Erinnerung, daß ich an einem regenfeuchten Junitage auch einmal im Freien die Schwerkraft überwunden habe. Ich ging, denn es war mehr ein Gehen und Stufensteigen, als wie in Erhobenwerden, auf einen Ast des alten Kastanienbaumes, der in unserm Garten stand. Vom Erdboden aufwärts, ohne jeden sichtbaren Anhalt für Fuß oder Hände. Dort wurde ich mir zum ersten Male der Seltsamkeit meines Thuns bewußt. In nachträglicher Angst, daß ich hätte stürzen können, und auch beschämt, kletterte ich wieder herunter —"

Um Frau Camillas nelkenblassen Mund huschte ein Lächeln. „Phantasien der Entwicklungsjahre! Aber nun zum zweiten Fall. War der ähnlich?"

„Hören Sie zu: einige Jahre danach reiste ich von Berlin nach Posen. Es war im Weihnachtsmonat. Eine dünne Schneeschicht zog sich über die Felder, durch die mein Zug ratterte. Die Wälder standen kahl, zwischen ihren Stämmen blitzten schwarze, schmutzige Wasserlachen, und die nackten Aeste schienen mir nur darauf zu warten, daß ein Lebensmüder seinen Strick daran hänge. So trostlos unglücklich und vereinsamt fühlte ich mich, obwohl ich auch damals noch ein halbes Kind war. Aus dumpfem Hinbrüten schreckt mich das Pfeifen der Lokomotive, die in eine Zwischenstation einlief. Von einem unklaren Verlangen getrieben, stieg ich aus und ging in den Ort, in dem ich die Stadt Schneidemühl erkannte. Auf Wegen, die ich heute noch nachgehen könnte, schritt ich bis zu einem gelb angestrichenen Eckhaus, in dem entfernte Verwandte von mir wohnten. Die Fenster lagen so tief, daß ich mühelos in das Zimmer sehen konnte. Ein großer, starker Mann mit schwarzem Schnurrbart, mein Onkel, saß auf einem Stuhl und schaukelte seine kleine Tochter auf den Knieen. In einer Ecke stand der Weihnachtsbaum. Es roch nach Tannennadeln, Lebkuchen und Wärme. Ich traute mich aber nicht hinein, sondern stand wohl eine halbe Stunde lang vor dem Fenster, das Gesicht von Thränen benetzt, bis der Hausherr die starrende Gestalt bemerkte und ärgerlich die Läden schloß. Da ging ich denn langsam zurück, stieg wieder in meinen Zug, der seltsamerweise noch in der Halle wartete, und fuhr weiter. Als ich in Posen etwas davon erzählte, fragte man mich, ob ich krank wäre. Mein Eisenbahnzug war gar nicht über Schneidemühl gefahren und räumlich wie zeitlich war mein Erlebniß unmöglich. Aber dennoch: ich weiß, daß ich dort war und durch die Scheiben sah!"

„Das ist allerdings merkwürdig!" sagte Frau Camilla kopfschüttelnd. „Die seelische Erregung, in der Sie sich befanden, erklärte ja nichts. Denn wie niedrig muß doch die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit sein, wenn eine Stimmung hinreichend ist, beide für den Erlebenden selbst unscheidbar zu verwischen!"

„Ja, sie muß niedrig sein, und ich habe mich schon oft gefragt, wo sie überhaupt liegt. Wahrscheinlich dort, wo unsere Erlebnisse aufhören, auch in die Vorstellungswelt anderer zu fallen. Unser Leben ist doch eine fortgesetzte Kette von Ursache und Wirkung und jedes wirkliche Erlebniß fügt sich darin ein. Der Traum aber bleibt außerhalb dieser Kette, und wenn wir unser künftiges Leben in ihn einhaken wollen, greifen wir ins Leere. Das sind die Tragödien der Träumer!"

Er stützte den Ellbogen auf das Knie und vergrub das Kinn in die Handfläche. So sah er eine Weile starr auf das große Blumenmuster des Teppichs. Dann glitten seine Augen weiter bis zu Frau Camillas rechtem Fuß, der in grauem Halbschuh und malvenfarbigem Strumpf bis über die Knöchel hin sichtbar war.

Frau Camilla wippte mit dem Fuß hin und her. Als seine Augen aber höher stiegen, scheu wie auf verbotenen Wegen, und allmählich ihre ganze Gestalt umfingen, mit einem mehr schmerzlichen als aufdringlichen Ausdruck, sah sie ihn so kalt und feindselig an, daß er sie niederschlug und auch der Kopf wieder tiefer glitt. Dabei ruhte ihr Blick für einen Moment auf seinem Haar. „Wie er alt geworden ist," dachte sie. „Er wird schon grau."

Als ob er ihren Gedanken errathen hätte, fuhr er sich mit der Hand langsam über den Kopf. Dann sagte er traurig: „Daß ich so früh gealtert bin, beruht wohl auf einer solchen Tragödie. Denn der dritte Fall war nicht bedeutungslos wie die früheren, die ich eigentlich nur erzählte, um Ihnen den bedeutungsvollen aus meiner Veranlagung heraus erklärlich zu machen. Ich glaubte einmal, einen goldenen Ring in meine Lebenskette eingefügt zu haben, und dann war er wie dies hier: Rauch!"

Er griff in die feinen Wölkchen, die seiner Cigarette entstiegen. „Zehn Jahre sind darüber vergangen. Und ich muß einmal darüber sprechen. Gerade mit Ihnen, Frau Camilla!"

Ein leises Erschrecken lief über Frau Camillas Gesicht. Eine dünne, feine Falte grub sich zwischen Nasenflügel und Mundwinkel ein. „Warum gerade mit mir?" fragte sie nervös. „Ich liebe aber nur Geschichten, die nicht wirklich geschehen sind. Die geschehenen reißen immer Gräber auf." . . . .

„Wirklich geschehen ist sie ja auch nicht," murmelte Neuberg. „Das ist es ja eben, daß sie gar nicht geschehen sein kann." . . . .

Frau Camillas Gesicht glättete sich wieder. Tief athmend lehnte sie sich in den Sessel zurück und schloß lauschend die Augen.

Neuberg erzählte: „Vor zehn Jahren kielte ich ein Mädchen. Es war ein großes, schmales Geschöpf mit fröhlichen Augen und einem Mund, der wie eine blaßrothe Nelke aussah. Gelleidet ging sie gewöhnlich in Sammet und darum denke ich noch heute gern daran, daß auf meinem Sarg einst Sammetdecken liegen werden . . . Ich kannte ihre Familie und kam manches Mal mit ihr zusammen. In ihrer Nähe wurde meine Zunge aber immer von einer tiefen Scheu gelähmt, und von den tausend zärtlichen Worten, die mein Herz für sie verwahrte, kam keines über meine Lippen. Doch schien es mir mitunter, als ob sie in ihrer sanftern Mädchenweise meine Neigung erwidere. Die kleinen Gefälligkeiten, zu denen die Gelegenheit Anlaß gab, erbat sie immer von mir, auch wenn andere Herren dabei waren: Bald mußte ich ihr Jacett tragen, und bald die Blumen, die sie auf jedem Spaziergang zu pflücken pflegte. Ja, eines Tages schenkte sie mir sogar ein fünfblättriges Kleeblatt, das ihre scharfen Augen im Grase entdeckt hatten." . . . .

Frau Camilla hatte während der letzten Worte ihr zurückgelehntes Haupt erhoben. Sie war ganz blaß geworden. Ihre Lippen bewegten sich, als ob sie ihn unterbrechen wollte. Aber dann schwieg sie doch und beugte sich über ihre schmalen Hände, die unruhig zuckend auf dem braunen Sammet lagen. Breit und massiv blitzte der Goldring an ihrer Rechten.

Heinrich Neuberg sah ihre Unruhe nicht. Ruhig sprach er weiter: „Am nächsten Tage, als mein Herz noch ganz voll war von der seligen Hoffnung, die ihr Geschenk in mir erweckt hatte, machte ich kurz nach Tisch einen Spaziergang. Ich schlenderte die Pappelallee entlang und freute mich fern der Stadt an der blühenden Stille rings. Korn- und Lupinenfelder lagen zu beiden Seiten, dann kam ein dünner, ausgedehnter Kiefernstand, in den ich einbog. Der weiche Waldboden verschluckte auch den Schall meiner eigenen Schritte und durch nichts mehr gestört, überließ ich mich völlig meinen sehnsüchtigen Gedanken. Da stand ich mit einem Mal am Rande einer weiten grünen Wiese. In deren Mitte erhob sich wie ein versteinerter Elfenreigen ein Kranz junger Birken mit silbernen Schalen und goldgelben Behängen. Hinter der Wiese lag wiederum Wald. Ein gewaltiges Steinkreuz überragte die Dunkelheit der starren Wipfel. Erstaunt sah ich auf dies mich überraschende Landschaftsbild. Da löste sich aus dem dunkeln Hintergrunde plötzlich eine hohe Mädchengestalt und schritt langsam, den Strohhut in der Hand schaukelnd, auf die Birken zu. Es war das Mädchen, das ich liebte, und in freudiger Verwunderung eilte ich ihr entgegen. Meine Schritte waren im Wiesengras nicht hörbar und sie hörte mich nicht. Das süße Gesichten träumerisch gesenkt, erreichte sie den nähern Birkenstand vor mir und schlang, ohne aufzusehen, einen Arm um eines der Stämmchen. Unsäglich lieblich zuckte sie zusammen, wie eine plötzlich erweckte Schlafwandlerin, als ich vor sie hintrat, und rief, von der Ueberraschung bewältigt, bewirrt: „Du? Wie kommst du hierher?" — Bei dieser lieben, vertraulichen Anrede quoll alles in mir über, was ich an Liebe und Zärtlichkeit nur im Herzen trug. Was ich gesprochen habe, weiß ich nicht mehr. Aber wenige Minuten darauf lagen wir uns in den Armen und küßten uns heiß und herzlich. Da scholl eine helle Kinderstimme, die ihren Namen rief, zu uns herüber. Hastig riß sie sich los. Noch ein letztes flüsterndes Gestammel: ich lieb dich ja schon lange, schon so lange, dann lief sie leicht und leise über die Wiese wieder dem Walde zu. Wie ein schöner Traum verlor sie sich darin." . . .

Heinrich Neuberg machte eine kleine Pause. Seine Blicke tauchten wieder aus seiner Erinnerungswelt auf und gingen zu Frau Camilla hinüber. Aber ihr Anblick erschreckte ihn. Die stille Feindschaft, die ihm aus der kühlen Freundlichkeit ihrer Alltagsaugen schon so manches Mal dolchscharf entgegengesprungen, immer wieder aber lautlos zurückgeglitten war, funkelte ihn jetzt in offener, heller Empörung an.

„Was reißen Sie die Gräber jetzt doch wieder auf?" fragte sie zitternd vor Zorn. „Zehn Jahre habe ich über die Schmach geschwiegen, die Sie mir angethan haben. Ich habe Sie gehaßt und verachtet und habe Sie doch geduldet, weil ich gleichgültig scheinen wollte, um nicht noch bemitleidet von Ihnen zu werden! Daß Sie immer schweigen würden, wie Sie damals geschwiegen haben, das habe ich freilich vorausgesetzt."

„Camilla!" Wie ein Aufschrei aus Todesängsten brach ihr Name über seine Lippen. Und während seine Augen in angstvollem Suchen an ihr hingen, fragte er heiser: „Wie ich damals geschwiegen habe? Ja, was wissen denn Sie davon?"

„Was ich davon weiß?" Der jähe Zorn, der in ihr aufgeflammt war, wich einem tiefen Erstaunen. Sie sah ihn prüfend an. Aber in seinen Augen stand nichts anderes als halb verzweifelte, fassungslose Angst. So sagte sie milder: „Ich dächte doch, genau soviel wie Sie!"

„Aber es war doch nichts als ein Traum! Großer Gott! es war doch ein Traum!"

Wie aus einer übervollen Schale quoll die schmerzliche Verwirrung seines Innern nun auch in ihr Herz. Ein Bangen durchzitterte sie, als ob ihr etwas Unerwartetes enthüllt werden sollte, und gleichzeitig ergriff sie ein brennendes Verlangen, alles zu wissen. „Sie glauben, es war ein Traum?" fragte sie leise. „Haben Sie es auch geträumt, daß mir ein Pfeil aus dem Haar glitt und daß Sie mich über dem Schuh küßten, als sie ihn aufhoben?"

„Ja," antwortete Neuberg tonlos. Er war erschöpft und die Erschöpfung machte ihn ruhig. Seine Stirn war alt und naß von Schweiß. Er trocknete sie sich umständlich und zündete sich mit zitternder Händen eine Cigarette an.

„Es war ein Traum," wiederholte er dann. „Aber nun lassen Sie mich weiter erzählen, wie ich wieder zur Wirklichkeit fand. Oder, wenn mein Traum Wirklichkeit war, aus der Wirklichkeit zum Traum. Ich weiß wieder gar nicht mehr, was unser Leben eigentlich ist." . . . .

„Es wird das beste sein," sagte Frau Camilla. „Vielleicht, daß wir beide dadurch aus der Wirrniß herausfinden."

„Ja, ich ging also nach dieser Begegnung nach Haus. Das Uebermaß meiner glücklichen Erregung hatt mich müde gemacht. Ich legte mich auf das Kanapee und schlief eine Stunde. Als ich erwachte, zeigte die Uhr Fünf. Ich wusch mich und ging dann aus, im Stillen hoffend, Sie auf dem Heimweg von Ihrem Spaziergang zu treffen, oder doch wenigstens hinter dem Fenster zu sehen. In Ihrem Hause war aber alles still und leer. Und plötzlich stieg eine Frage in mir auf, die mich tief beunruhigte. Ich konnte mir nämlich nicht klar werden, wo die eigenthümliche Landschaft zu suchen sei, in der ich Ihnen begegnet war. Dabei konnte ich den näheren Umkreis meines Wohnorts doch aufs allergenaueste. Ich schüttelte diesen Gedanken aber mit Gewalt ab, schalt mich selbst einen von der Liebe gänzlich Verwirrten, und schlenderte planlos weiter, dem Bahnhof zu. Ich langte gerade an, als der Abendzug einlief. Aus dem Zuge stiegen Sie, Ihre Mutter, Ihr Bruder und die kleine Ellen. Zuerst war ich mehr verwundert, als erschrocken. Ich begrüßte alle und Ihre Hand lag so warm und herzlich in meiner, wie es meinem eigenen Gefühl entsprach. Aber dann, als ich hörte, daß Sie seit dem Mittag des vergangenen Tages bei Verwandten in dem stundenweit entfernten Klosterdorf Herlin gewesen waren, lief es mir eisig durchs Herz. Mit Ihnen konnte ich mich im Beisein der andern nicht aussprechen. So fragte ich nur" — —

„Ob ich mit dabei gewesen wäre, in einem fort fragten Sie das," unterbrach ihn Frau Camilla. „Erst lachte ich innerlich, dann wurde mir unheimlich dabei und ich hatte mich bei meiner Mutter ein."

„Und ich bedeute Ihren Bruder, mit mir zum Bier zu gehen und fragte ihn so lange aus, bis er ärgerlich wurde und mich für betrunken hielt. Dann ging ich nach Hause und erkundigte mich bei meiner Wirthin, ob ich wirklich Nachmittags in meinem Zimmer gewesen wäre. Ja, von Vier bis halb Sechs! Da ich Mittags an meinem gewohnten Stammtisch mit zahlreichen Bekannten zusammen gespeist hatte, blieb mir höchstens eine Zwischenzeit von zwei Stunden. So lange fährt der Schnellzug bis nach Herlin. Selbst wenn ich ihn als Schlafwandler bestiegen hätte und ohne Aufenthalt wieder zurückgefahren wäre, hätte ich mindestens die doppelte Zeit gebraucht."

„Wie ich das genau weiß!" schloß er mit schmerzvollem Lächeln. „Die ganze Nacht hindurch habe ich gerechnet und nach Möglichkeiten gesucht, bis ich endlich jeden Halt verlor und mir klar wurde, daß ich das Opfer eines jener fürchterlichen Träume geworden war, die neben meinem Leben hergehen, nicht wie sein Schatten, sondern warm und ähnlich wie ein Zwillingsbruder dem andern."

In dumpfem Brüten starrte er schweigend zu Boden. Dann fragte er: „Aber woher wissen Sie das, das mit dem Pfeil und dem Kuß über Ihrem Schuh? Ich habe doch nie darüber gesprochen. Gleich am nächsten Morgen floh ich doch, an mir selber verzweifelnd, in ein Sanatorium und blieb dort, bis ich mich an die Logik des Weltgeschehens wieder gewöhnt hatte und ganz, ganz still geworden war."

Eine kleine Weile wartete er vergebens auf Antwort. Als er endlich aufsah, sah er, daß Frau Camilla die Hände vor das Gesicht geschlagen hatte und lautlos schluchzte. Ihre Schultern zitterten und ab und zu drängte eine Thräne zwischen ihren schmalen Finger hervor

„Es war kein Traum," sagte sie dann, sich mühsam wieder beruhigend. „Es war kein Traum! Und wenn er doch einer war, dann haben wir ihn beide geträumt. Sehen Sie, ich hatte mich in Herlin für eine Viertelstunde von meinen Angehörigen getrennt, die derweil die alte Klosterkirche besuchten. Ich hatte Sie damals sehr, sehr lieb und dachte an Sie, ohne zu ahnen, daß Sie mir nahe waren. Am Birkenstand auf der Klosterwiese überraschten Sie mich dann. Sonst war alles, alles, wie Sie es eben erzählten. Nur von den Tagen und Nächten voll Thränen, Scham und endlich aufquellendem Haß, die danach kamen, als Sie fern blieben wie ein Fremder, davon wissen Sie nichts! Was konnte ich mir anders denken, als daß Sie ein frivoles Spiel mit mir getrieben hätten, das Ihnen dann leid geworden war? Drei Wochen danach verlobte ich mich — mit Ihrem Freund!"

„Wer es begreifen kann, begreife es!" sagte Neuberg erschüttert. Dann hob er sich mit müder Bewegung aus dem Sessel und trat an das Fenster. Frau Camilla folgte ihm und sah neben ihm, die Hand auf seine Schulter gelegt, in den Garten hinaus.

Dort standen unzählige Blumen, die Köpfchen schon traumhaft gesenkt, nebeneinander. Ihr Duft berührte sich hoch über ihnen in der stillen Luft und flog zu einer seligen, unsichtbaren Wolke süßen Wohlgeruchs zusammen.

„Ob die Blumen nicht auch manchmal glauben, daß ihre Blüthen sich berühren, wenn ihr feineres, aus ihrem körperlichen herausgetretenes Leben sich oben trifft?" meinte er traurig. „Uns beiden muß es doch so gegangen sein, Camilla. „Wir glaubten uns geküßt zu haben und waren uns doch fern."

„Aber wer von uns hätte gewußt, daß alles nur ein Traum, nur ein visionäres Erlebniß war, wenn nicht ein trauriger Zufall die äußere Unmöglichkeit so aufdringlich enthüllt hätte? Wenn Sie weiter daran geglaubt hätten, wäre dann nicht der Traum zur Wirklichkeit geworden, wie die Blüthe zur Frucht?"

Ein melancholischer Vorwurf klang in ihrer Stimme und Heinrich Neuberg fühlte ihn bis in das Herz hinein. „Ja," sagte er bitter, „ich glaubte der Wahrheit weniger, als der Wahrscheinlichkeit. Sonst wäre alles anders und besser geworden!"

„Aber jetzt ist es zu spät!"

„Ja! Jetzt ist es zu spät!"

Da drückte Frau Camilla ihren Mund auf seine Schläfe, die schon ganz grau war, und verließ dann, ihre wieder aufquellenden Thränen zu verbergen, wortlos das Zimmer.

Heinrich Neuberg stand noch geraume Zeit am Fenster und sah in die stille Landschaft hinaus. Am Himmel zogen weiße, hochgethürmte Wolken, und er dachte sich, daß es die Träume der Gebirge wären, die sich träumend von ihrer Erdenschwere befreit. Und darunter fühlte er tausendfältiges, unsichtbares Leben, das ein ähnliches und doch ganz anderes war, als das körperliche der Erde, über sein Haupt dahinziehen. Freier, göttlicher, mit unversiegelten Lippen und sichtbaren Herzen, das selig zueinander findet, wie seine schweren Menschenleiten zueinander finden könnten, wenn sie weniger mißtrauisch gegen ihre eigenen Seelen wären. —

Hünen- oder Hussitengrab?

Der in Berlin verstorbene Dr. Emil Jakobson, der Freund H. Seidels und Joh. Trojans, war ein Original, der zuweilen durch seine gelungenen Einfälle selbst diejenigen seiner Freunde, die von seiner Seite auf Absonderlichkeiten bereits gefaßt waren, zu überraschen pflegte. So gehörte er in früheren Jahren. zu den regelmäßigen Theilnehmern am Stammtische der „Gelehrten des Kladderadatsch", die nach alter Gepflogenheit jeden Donnerstag Abend nach Redaktionsschluß sich zwanglos in einer Berliner Weinstube zu versammeln pflegten.

Eines schönen Tages lud er diese gesammte Tafelrunde zu einem Mahle nach Bernau ein, wo er sich damals gerade ein Landhaus erbaut hatte. Als man gespeist hatte, hielt Jakobsen eine längere, äußerst gelehrte Ansprache, in der er auf die Geschichte Bernaus hinwies und hervorhob, daß dessen noch wenig erforschter Boden wohl alle möglichen historischen und prähistorischen Schätze enthalten dürfte. So habe er einen seltsamen Hügel in seinem eigenen Garten, der sich seiner Ansicht nach als ein Hünengrab entpuppen möge und zur Feier des Tages von seinen illustren Gästen selbst auf seine wissenschaftliche Bedeutung hin untersucht werden solle.

Der Vorschlag wurde von der ganzen Versammlung mit Begeisterung angenommen. Eine Anzahl Arbeiter mit den nöthigen Schaufeln und Geräthen war bereits zur Stelle und flugs ging es an ein hastiges Graben. Wer beschreibt aber das beispiellose Staunen der Berliner Gäste, als nach einiger Zeit ein — lebendiger Hussit in voller Rüstung ausgegraben wurde! Jakobsen hatte einen seiner Leute in diese Vertleidung gesteckt und ihm in sinnreicher Weise in seinem freiwilligen Grabe eine ausreichende Luftzufuhr gesichert, so daß er lange genug zum Zwecke der geplanten Sensation aushalten konnte. Der außerordentliche Fund wurde dann noch mit einer großen Bowle gefeiert, nach deren Genuß manche Theilnehmer geschwankt haben sollen, ob sie eigentlich ein Hünen- oder ein Hussitengrab entdeckt hätten? . . . .

Der Kuß zum Frühstück.

„Was hast du zum Frühstück, Schatz?" fragte der junge Ehemann. Sein Weib blickte ihn mit bekümmerter Miene an. „Es sollte gebratener Speck sein," sprach sie, „aber die Köchin hat ihn verbrannt!" — „Das dämliche Frauenzimmer!" rief der junge Ehemann. „Hast du ihr gekündigt?" — „O nein. Wir müssen ihr darum nicht so böse sein, Liebster," sagte seine Frau. „Sie ist noch so jung und unerfahren. Würdest du dich heute nicht mit einem Kuß zum Frühstück begnügen?" fügte sie schelmisch hinzu. — „Na, gut, Schatz," antwortete der plötzlich besänftigte Gatte. „Schick sie mal rein!"

Der Bahnwächter.

Skizze von Erwin Weill.

Der Bahnwächter Alois Berner, der in dieser Nacht das eine Viertelstunde von der Station entfernte Blockhäuschen und den Wechsel zu bedienen hatte, hüllte sich in den dicken, grobhaarigen Mantel, um vor Ankunft des Berliner Schnellzuges die Strecke ein wenig zu visitiren. Es war das erste Mal, daß man ihm diesen Posten anvertraut hatte und seine definitive Anstellung hing davon ab, wie er ihn versehen würde. Er dachte an sein kleines Häuschen, sein hübsches blondes Weib und den zweijährigen, pausbackigen Buben.

Zwei rothe Lichter glühten durch die Nacht — der Schnellzug passirte. — Der Mann wischte sich den Ruß aus den Augen und trat in das Häuschen zurück. Nun kam nur noch ein Postzug, dann hatte er Ruhe bis drei Uhr früh. Behaglich zog er den schweren Mantel aus, stellte die Laterne auf den Tisch, nahm dann eine Pfeife aus der Tasche, die er umständlich stopfte und in Brand setzte; wohlgefällig blies er die dicken, blauen Rauchwolken vor sich hin und machte rosige Zukunftspläne. — Plötzlich wurde leise an das Fenster gepocht. „Wer ist draußen?" rief der Bahnwächter. — „Mach' nur auf Berner", lallte eine weinschwere Stimme, „ich bin's, der Zurainer, will Dir ein wenig Gesellschaft leisten." Berner erschrak. Zurainer war ein übel beleumundeter Mensch, der auch bei der Eisenbahn gewesen, aber wegen unverbesserlicher Trunksucht entlassen worden war. Da Berner seine Gewaltthätigkeit fürchtete, beschloß er, zu öffnen.

Ein ungeschlachter Kumpan mit geröthetem Gesicht und großem, lasterhaften Munde, dem ein intensiver Fuselgeruch entströmte, stand ihm gegenüber. — „Bei Dir ist's schön warm", grinste der Antömmling, „so gut hätt' ich's auch haben können, wenn sie mich nicht hinausgeworfen hätten wegen nichts und wieder nichts."

„Wegen nichts und wieder nichts nennst Du das, wenn durch Dich beinahe ein Zusammenstoß gewesen wäre?"

„Zum Teufel", schrie Zurainer und schlug mit der Faust auf den Tisch, „wenn man uns nur anständiger bezahlen würde, hätte man es nicht nöthig, zu trinken, damit man den Hunger nicht so stark spürt. Du wirst noch auf meine Worte kommen. Zuerst pressen sie unsereinen aus wie eine Citrone, und wenn man dann nicht mehr weiter kann, kriegt man einen Fußtritt." Er blickte mit stieren Augen um sich: „Hast Du gar nichts zu trinken in Deinem Jammerloch?"

„Du weißt ja," beschwichtigte ihn der Bahnwächter, „wie die Vorschriften lauten."

„Was gehen mich die Vorschriften an," lallte der Trunkene, „hast sicher irgendwo eine Flasche Rum versteckt. Dein zärtliches Weibchen wird Dir doch eine kleine Herzstärkung für die lange, kalte Nacht mitgegeben haben. Wird sich gewiß nach Dir sehnen — oder auch nicht . . ." Er lachte hämisch.

Betroffen blickte Berner in das Gesicht des Sprechenden. „Was — meinst — Du — damit?" stieß er hervor.

„Was soll ich denn meinen?" lächelte Zurainer boshaft, „hab' ja gar nichts gesagt. Ich hab' nur so etwas gehört. Die Leute sprechen gar viel. Daß der reiche Moserbauer ein Auge auf Deine Toni geworfen hat und daß — nun, daß sie ihn auch gerne sehen soll. Muß aber wohl die hübschen, blauen Aeuglein aufreißen — in der Nacht ist's gar finster . . ."

In höchster Erregung sprang Berner auf, warf den Mantel um, stürzte hinaus, sprang die schneebedeckte Böschung hinunter und eilte dem Dorfe zu. — Immer schneller und schneller, über die Brücke, durch die menschenleeren Gassen. — Nun stand er vor seinem Häuschen; vorsichtig kletterte er über den Zaun, schlich zum beleuchteten Fenster und spähte hinein; da sah er sein junges Weib im leichten Nachtgewande auf- und abgehen, sein Bübchen im Arm, das sie zärtlich in den Schlaf wiegte. Auf ihrem Gesicht lag die ganze Seligkeit jungen Mutterglückes. Schon wollte er das Haus betreten, um ihr wegen seines Verdachtes Abbitte zu leisten, als ihn der Gedanke durchzuckte: der Zurainer ist im Blockhaus und der Personenzug fällig. Wenn etwas am Wechsel geschieht — es war nicht auszudenken. — In rasender Eile lief er den Weg zurück; schon von Weitem hörte er die Maschine keuchen und pusten — endlich war er oben; noch eine Minute, und es wäre zu spät gewesen — schnell riß er den Wechsel herum. —

Klirrend fiel die Laterne zur Erde und verlöschte. Berner rieb sich die schlaftrunkenen Augen, machte schwerfällig Licht und sah nach der Uhr. — „Gott sei Dank", murmelte er, „daß alles nur ein Traum war. — Wie ist mir denn das passirt? In drei Minuten kommt der Zweiundachtziger. Grade im richtigen Moment bin ich noch aufgewacht." Er erhob sich, nahm die Laterne und ging strammen Schrittes zur Thüre hinaus. In der Ferne pfiff die Lokomotive.

Schlau.

Der Hias ist ein kreuzbraver Kerl und machte seine Arbeit auf seiner Wirthschaft, ohne sich erst nöthigen zu lassen. Aber unter dem Pantoffel steht er doch ein wenig, denn seine Anne-Marie ist keine Gute. Eines Tages hat sie ihn in die Stadt geschickt, damit er einen in der Zeitung angekündigten patentirten Ofen kaufen soll. Er kommt auch mit dem erstandenen Objekte glücklich wieder zurück und theilt der neugierigen Anne-Marie zugleich freudestrahlend mit, daß der Ofen, wie ihm der Kaufmann erzählt habe, nur die halbe Feuerung der alten Oefen brauche. Im ersten Augenblick ist auch die Anne-Marie davon freudig berührt. Dann aber kommt ihr die Erleuchtung und die Hände in die Seitet stemmend fährt sie ihn an: „Warum hast Du da nicht gleich zwei mitgebracht, da hätten wir die ganze Feuerung erspart!"

Heimliche Freude.

Maler (sein fertiges Gemälde betrachtend): „Na, sollen sich die Leute aber 'mal wieder den Kopf zerbrechen, was das eigentlich vorstellen soll!"

— Hieb. Sie: Dein Bruder Fritz hat sich bedeutend besser conservirt wie Du. — Er: Der hat eben keine Frau.

Boshaft.

Tourist: „Der hübschen Sennerin habe ich eben einen Kuß gegeben!"

Reisegefährte: „Man sieht's Dir noch an ... links und rechts!"

— Was dem einen recht ist,... Kranke Bäuerin: Und wirst mir, wenn ich sterben muß, auch ein Monument aufs Grab setzen? — Bauer: Da verlaß Dich heilig drauf, Alte, was sein muß, muß sein: Bis jetzt hatte ich mein Kreuz, — Du sollst nun Dein's auch haben!

Naiv.

Hausfrau: Sie scheinen einen guten Appetit zu haben!

Dora: O ja! Der gnädige Herr sagte auch schon, ich wäre ein ganz appetitliches Frauenzimmer!

— Vorbeugung. Frau: Ungeheuer, warum erweckst Du mich aus dem besten Schlafe? — Mann: Nur einen Blick auf die Uhr sollst Du werfen, Helene, dann kannst Du gleich wieder schlafen, — sonst behauptest Du morgen sicher, ich wäre wieder erst nach Mitternacht heimgekommen!